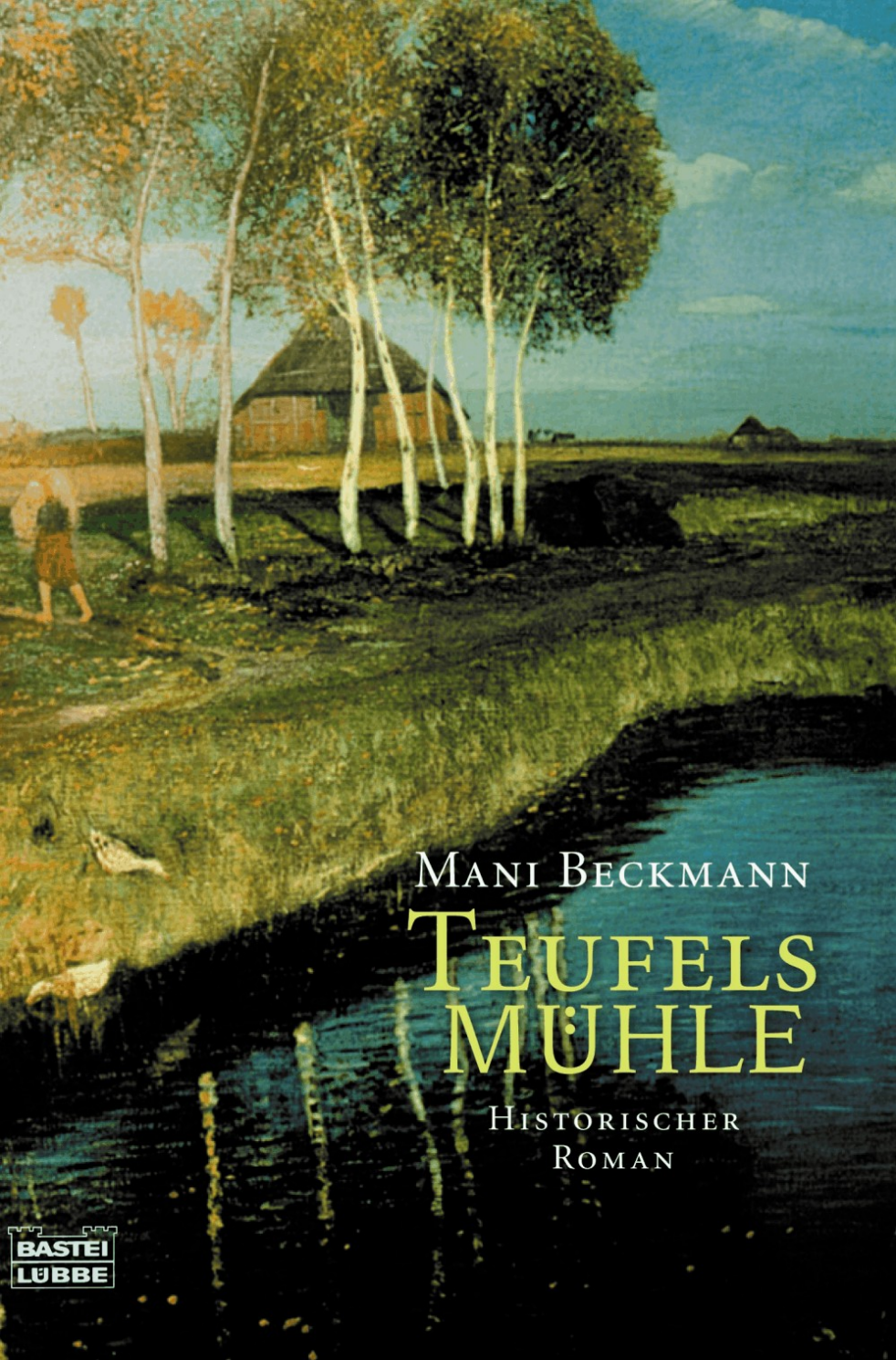

Mani Beckmann

Teufelsmühle

Historischer Roman

Bastei Lübbe

Mani Beckmann

Teufelsmühle

Historischer Roman

luebbe digital

luebbe digital

Vollständige eBook-Ausgabe
der bei Bastei Lübbe erschienenen Taschenbuchausgabe

luebbe digital und Bastei Lübbe Taschenbuch
in der Verlagsgruppe Lübbe

Originalausgabe
© 2006 by Verlagsgruppe Lübbe GmbH & Co. KG,
Bergisch Gladbach
Illustrationen: Tina Dreher
Datenkonvertierung eBook:
le-tex publishing services OHG, Leipzig

Sie finden uns im Internet unter
www.luebbe.de
Bitte beachten Sie auch: www.lesejury.de

INHALT

Die wichtigsten handelnden Personen 5

Prolog
Der braune Koffer 7

ERSTER TEIL
Die Mühle am Kolk 15

ZWEITER TEIL
Der Spökenkieker 103

DRITTER TEIL
Der Blutanger 187

VIERTER TEIL
Die Moorhochzeit 293

FÜNFTER TEIL
Der Täufer von Ahlbeck 393

Epilog
Der braune Koffer 492

Anhang
Anmerkungen und Übersetzungen 499
Landkarte 507

Die wichtigsten handelnden Personen

Im 16. Jahrhundert

AMBROS VORTKAMP, Köttersohn und Schäferjunge
GEERT VORTKAMP, sein Vater, ehemaliger Kolkmüller, »Molenkötter«
EUPHEMIA VORTKAMP, geb. SUDEMA, Geerts Frau

LUBBERT GERWING, Schulze und Landwehrmann, »Brookbauer«
JOSEFA GERWING, seine Frau
LUDGER GERWING, der lallende Ludger, jüngster Schulzensohn
MARIA JOHANNVATER, geb. GERWING, Schulzentochter, »Johannvaterin«
HERMANN & JOSEF GERWING, Schulzensöhne

GUUS TER HAER, niederländischer Müller, »Haermöller«
ANNELIES TER HAER, geb. GERWING, Guus' Frau, Schwester des Schulzen

HEINRICH VERNHOLT, der neue Kolkmüller

JOHANNES BOECKBINDER, Pfarrer der Gemeinde »St. Katharina« zu Ahlbeck

SIMEON, Trödlerjude und Wucherer

ANTONIUS DENNEKAMP und HENK SCHABBINCK, ehemalige Kolkmüller

Im 19. Jahrhundert

HERMANN VORTKAMP, Altertumsforscher
JOHANN VORTKAMP, sein Großonkel, Molenkötter und Spökenkieker

ANTONIUS GERWING, Schulzenbauer, »Lanvermann«
ELISABETH GERWING, gen. Lisbeth, jüngste von drei Schulzentöchtern

HENK VAN WEYCK, Lisbeths Verlobter
LEO VAN WEYCK, Henks Vater, holländischer Textilfabrikant

MATTHIAS UPPENKAMP, Pastor der Gemeinde »St. Katharina«

JEREMIAS VOGELSANG, »Magisterbauer«

MARGRET, Magd im Gasthof »Zur alten Linde«

JAAP NETENKAM, Hermanns Freund in Amsterdam

Prolog Der braune Koffer

Vor etwas mehr als dreißig Jahren, im Sommer 1974, musste das alte Bauernhaus meiner Großeltern, Heinrich und Anna Vortkamp, dem Neubau einer Landstraße zwischen der münsterländischen Kreisstadt Altheim und dem niederländischen Enschede weichen. Das winzige und windschiefe Häuschen, das von allen im Dorf nur Molenkotten* genannt wurde, hatte mehrere hundert Jahre an dieser Stelle im Ahlbecker Bruch gestanden. Einige Heimatkundler behaupteten gar, bei dem Kotten handele es sich neben der gotischen Dorfkirche und der an der holländischen Grenze gelegenen Wassermühle um das älteste Gebäude des Dorfes. Alle Proteste, Petitionen und Leserbriefe an die lokalen Zeitungen nützten jedoch nichts, das uralte backsteinerne Kötterhaus mit dem niedrigen Schindeldach, der kleinen Holzscheune nebenan und dem verrotteten Brunnen vor der Tür wurde niedergerissen und dem Erdboden gleichgemacht, ebenso wie das umliegende Moor trockengelegt und die Feuchtwiesen dräniert wurden. Nur eine knorrige alte Eiche neben der Landstraße, direkt am Abzweig zum Dorf Ahlbeck, deutet heute darauf hin, wo einst der Molenkotten zu finden war. Meine Großeltern zogen in die nahe gelegene, in den fünfziger Jahren für die Vertriebenen gebaute Hölderlinsiedlung, wo sie jedoch wenig später, in kurzem Abstand zueinander, verstarben. Obwohl ich damals erst sechs Jahre alt war, habe ich noch sehr genaue Erinne-

* Anmerkungen und Übersetzungen im Anhang ab Seite 501

rungen an den Bauernhof mit seinen niedrigen Decken, winzigen Butzenscheiben und rußgeschwärzten Wänden, und diese Erinnerungen sind unauslöschlich mit einem Koffer aus braunem Leder verbunden.

Heinrich Vortkamp, ein runzelhäutiger und gebückt gehender Mann von über achtzig Jahren, war ein begnadeter Geschichtenerzähler und ich ein ebenso fleißiger Zuhörer. Wenn ich sah, dass Opa Heinrich den braunen Handkoffer aus dem Schrank im Wohnzimmer holte und hinüber zu seinem Sessel schlurfte, dann setzte ich mich zu seinen Füßen auf den Boden und wartete gespannt. Der Koffer war randvoll gefüllt mit Papieren, Büchern und Bildern jeglicher Art, doch nie las mein Großvater aus den Aufzeichnungen vor, und nicht ein einziges Mal gab er mir die Bilder in die Hand. Es schien eher, als benötige er den braunen Koffer, um sich erinnern zu können. Er öffnete den Deckel, betrachtete den Inhalt wie einen geheimnisvollen Schatz, strich gedankenverloren und ein wenig wehmütig mit den Fingern über die Fotografien und Zeichnungen und begann zu erzählen. Von der verfluchten Mühle und wie sie unsere Familie zerstört hat, von mörderischen Kolkmüllern und verbrecherischen Pfahlbürgern, von der vermaledeiten Landwehr und dem Landwehrmann, von den Geistern und Teufeln, die nicht ruhten und im Moor herumirrten, vom Schafottfeld und dem Galgenbülten.

Meine Mutter sah es gar nicht gern, wenn ihr Schwiegervater solch blutrünstige und unheimliche Geschichten vortrug, und protestierte: »Jetzt hör schon auf mit den alten Schauermärchen! Michael ist viel zu jung dafür.«

Doch Opa Heinrich ließ sich nicht beirren und antwortete: »Oh nein, der Kleine versteht das schon, immerhin ist er ist ein Vortkamp. Nicht wahr, Michael?«

Ich hatte keine Ahnung, was ich verstand oder verstehen sollte, aber dass ich ein Vortkamp war, stand außer Frage. Und ich wusste, dass ich um nichts in der Welt auf Opas spannende Geschichten verzichten wollte, und so nickte ich eifrig. Dass ich

anschließend schlaflose Nächte hatte und von Albträumen geplagt wurde, hielt mich nicht davon ab, beim nächsten Besuch auf dem Molenkotten meinen Opa anzuflehen: »Bitte, erzähl von der Mühle am Kolk!«

Nach dem zwangsweisen Umzug meiner Großeltern in die Hölderlinsiedlung habe ich den braunen Handkoffer nicht wiedergesehen, an seinem üblichen Platz im Wohnzimmerschrank war er jedenfalls nicht, und mein Großvater hat nie wieder von der Mühle erzählt. Er verstummte, zog sich zurück, saß regungslos in seinem Lehnstuhl und vergreiste zusehends. Nur ein halbes Jahr später starb er an einer Lungenentzündung. Es schien beinahe so, als habe man ihn wie einen alten Baum samt Wurzeln aus der Erde gerissen und in einen viel zu kleinen Topf gepflanzt, wo er augenblicklich verdorrt war. Opa Heinrich war mit dem Molenkotten und der umgebenden Scholle, wie er es nannte, auf eine heute kaum noch begreifliche Weise verbunden gewesen. Er war in dem Häuschen geboren worden und hatte hier sterben wollen, doch nach seiner Umsiedlung lebte er als Vertriebener unter Vertriebenen, wie er seufzend sagte. »Das Schicksal der Vortkamps!«, murmelte er immer wieder und nickte bedächtig. »Der Fluch der Familie.«

Oma Anna konnte oder wollte nach Opas Tod über den Verbleib des Koffers nichts berichten, schüttelte lediglich den Kopf, wenn ich sie danach fragte, und starb ein Jahr nach ihrem Gatten an einer eigentlich harmlosen Blutvergiftung. Beide liegen auf dem Ahlbecker Friedhof begraben, umgeben von einigen der Namen, die mir aus Opas Erzählungen so vertraut sind. Von seinen gruseligen Geschichten ist mir das meiste in der Zwischenzeit entfallen oder hat nur als schemenhafte Erinnerung in meinem Kopf überlebt. Dass ich nun dennoch in der Lage bin, die Geschichte der Kolkmühle im vorliegenden Buch zu erzählen, verdanke ich einem bloßen Zufall. Opa Heinrich hätte es vermutlich Schicksal oder Vorherbestimmung genannt.

Vor zwei Jahren, am Karsamstag, unternahm ich mit meinem

Vater eine Radtour durch die Gegend. Es war der erste sonnige Tag nach wochenlangem Regenwetter, und wir beschlossen, auf einen Kaffee in die Kolkmühle einzukehren, die inzwischen zum Ausflugslokal samt Mühlenmuseum umgebaut worden ist. Da der Ahlbach Hochwasser führte und an einigen Stellen bereits über die Ufer getreten war, hatte der Pächter der Mühle die Umflutschleusen geöffnet, um das Mühlenwehr vor dem enormen Druck des Wassers zu schützen. Als wir die Mühle verließen und über das Wehr fuhren, schaute ich gebannt auf die Wassermassen, die aus den Schleusen schossen, auf das große eiserne Rad, das sich ächzend drehte und im Inneren der frisch renovierten Mühle einen modernen Stromgenerator antrieb. Und plötzlich hatte ich den Einfall, den Molenkotten zu besuchen.

»Den Molenkotten?«, wunderte sich mein Vater.

»Ich war seit Jahren nicht mehr da«, antwortete ich.

»Aber da gibt es nichts zu sehen.«

»Es ist kein großer Umweg«, sagte ich und trat in die Pedale.

Das war es tatsächlich nicht. Nur etwa zwei Kilometer radelten wir über Wirtschafts- und Feldwege, passierten den ehemaligen Hessenweg, ließen den Galgenbülten, der vom Ahlbecker Heimatverein vor kurzem wieder an Ort und Stelle aufgebaut worden war, links liegen, sahen zur Rechten den heute eher unscheinbaren Hof des ehemaligen Landwehrmanns und standen kurze Zeit später an dem Landstraßenabzweig mit der alten Eiche. Mein Vater hatte Recht, nichts erinnerte an den Kotten. Das ehemals leicht hügelige Gebiet war eingeebnet worden und wurde jetzt als Weideland benutzt. Dennoch stieg ich vom Rad und ging in Richtung der Eiche.

»Was machst du denn, Michael?«, rief mein Vater hinter mir. »Das Land ist mistnass. Du versaust dir nur die Kleider.«

Auch damit hatte er Recht. Der Boden hatte sich wie ein Schwamm voll gesogen, an einigen Stellen hatten sich regelrechte Lachen auf dem morastigen Untergrund gebildet. Die Trockenlegung der Moore, die in den Siebzigern als Fortschritt gefeiert wor-

den war, hatte sich inzwischen als bedauerlicher Fehler entpuppt und war zum Teil rückgängig gemacht worden. Zwar würde es im Ahlbecker Bruch nie wieder das unwegsame Hochmoor von einst geben, aber zumindest entstanden abermals Feuchtwiesen und dienten den Brachvögeln, Sumpfschnepfen und Kiebitzen als Brutstätten.

Ich hatte inzwischen die knorrige Eiche erreicht, versuchte mich zu orientieren und schaute zu der Stelle, an der früher der Kotten meiner Großeltern gestanden hatte, als ich eine seltsame Mulde in der Erde entdeckte. Etwa zehn Meter von der Eiche entfernt war eine Stelle des Bodens nicht mit Gras bewachsen; der prasselnde Regen der letzten Wochen hatte offensichtlich etwas freigelegt, was mit Mutterboden bedeckt gewesen war.

»Der alte Brunnen«, sagte mein Vater, der nun doch vom Rad gestiegen war und sich zu mir gesellt hatte. »Das muss der Brunnen sein.«

Wie wir feststellten, hatte man sich vor dreißig Jahren nicht die Mühe gemacht, den Brunnen komplett abzubauen und zuzuschütten, sondern hatte lediglich das Mauerwerk oberhalb der Erde abgetragen, das Loch im Boden mit einer Metallplatte verschlossen und diese mit Mutterboden bedeckt. Nun aber lag die Platte frei, der Boden hatte sich ringsum abgesenkt, und an einer Stelle war das übrig gebliebene Mauerwerk des Brunnens zu sehen. Ohne lange darüber nachzudenken, stapfte ich zu dem Brunnen, versank bis über die Knöchel im Schlamm und zerrte an der Eisenplatte. Zwar bewegte sie sich und war nicht mit einem Schloss versehen, aber allein war ich nicht in der Lage, sie anzuheben.

»Nun hilf mir schon!«, rief ich meinem Vater zu.

»Mutter wird schimpfen«, murmelte dieser, krempelte sich die Hosenbeine hoch und fasste mit an.

Tatsächlich konnten wir die schwere Metallplatte hochheben und zur Seite schieben, und als wir in den Brunnen sahen, erlebten wir eine Überraschung. Da das Grundwasser so hoch stand, war der Brunnenschacht, dessen Mauerwerk noch völlig intakt zu

sein schien, bis zum Rand gefüllt. Und auf dem braunen, schlammigen Wasser schwamm eine blaue Mülltüte.

»Oh mein Gott!«, rief mein Vater, der Böses ahnte.

Ich bückte mich hinunter und zog die Tüte heraus. Sie war nicht besonders schwer und dem Anschein nach kaum mit Wasser voll gelaufen. Als wir die doppelt verknotete Tüte öffneten, fanden wir darin eine weitere, ebenfalls sorgsam verschlossene Plastiktüte. Diese war aus schwerer, schwarzer Plane, wie man sie zum Abdichten eines Fischteichs benutzt, und in der Tüte fanden wir schließlich den seit dreißig Jahren verschollenen braunen Handkoffer meines Großvaters.

Oft habe ich mich seitdem gefragt, wieso Opa Heinrich den Koffer in den Brunnen geworfen hat und ob er es womöglich selbst gewesen war, der den Brunnen auf die beschriebene Weise »versteckt« hatte. Der Koffer war sein Allerheiligstes, sein Gedächtnis, die Geschichte seiner Familie. Warum hatte er ihn nicht seinem ältesten Sohn vermacht oder seinem kleinen Enkelkind, das so gespannt den Geschichten aus vergangenen Zeiten gelauscht hatte? Vielleicht glaubte er, mit dem Abriss des Molenkottens sei auch die Geschichte der Familie Vortkamp beendet. Wenn er schon nicht selbst auf der Scholle beerdigt werden konnte, so sollte wenigstens sein Vermächtnis dort ruhen. Womöglich handelte es sich aber auch nur um die Laune eines schrulligen alten Mannes, der sich von der Welt und seinen Angehörigen verraten und verkauft fühlte.

Wie dem auch sei, der Koffer war auf wundersame Weise wieder aufgetaucht, und zum ersten Mal hatte ich die Gelegenheit, in den Papieren zu stöbern und mir die Bilder anzuschauen. Einige Fotografien zeigten meinen Großvater und seine Frau als junge Kötterbauern, auf Schützenfesten oder am heimischen Herd. Auf anderen Fotos war Heinrich Vortkamp als kleiner Junge mit seinem Vater und den Geschwistern vor dem Kotten zu sehen. Ein sehr altes, leicht unscharfes Porträt zeigte eine mir unbekannte junge Frau mit schwarzen Locken und sommersprossigem Ge-

sicht. »Für meinen lieben Freund Hermann« stand in altdeutscher Handschrift auf dem unteren rechten Rand geschrieben. Darunter der Buchstabe »L«. Dieses Foto war mittels einer Schleife mit einem alten Glasnegativ verbunden, wie man es in den ersten Jahren der Fotografie benutzte. Darauf war ein junger Mann zu sehen, der vor einem Steinhügel posierte und eine Art Forke in der Hand hielt. Neben den Bildern befanden sich auch zahlreiche Briefe in dem Koffer; sie waren allesamt mit dem Namen Hermann Vortkamp unterzeichnet und stammten aus den siebziger Jahren des neunzehnten Jahrhunderts. Verfasser der Briefe war offensichtlich mein Ur-Ur-Großvater, von dem auch eine Art Kladde vorhanden war, die er als Tage- und Notizbuch verwendet hatte. Ergänzt wurden diese Schriftstücke durch Rechnungen, Inventarlisten, Zeitungsartikel und Landkarten aus dieser Zeit.

Doch die Papiere und Aufzeichnungen reichten viel weiter in die Vergangenheit zurück. Ich fand Urkunden aus dem sechzehnten Jahrhundert, Gesindelisten und Stammbäume sowie lose, mit merkwürdigen Zeichen bekritzelte Zettel, die beinahe zu Staub zerfielen, wenn man sie berührte. Mehrmals las ich das Kürzel »DWWF« und verschiedene Zitate aus der Bibel. Außerdem Kohlezeichnungen und Kupferstiche mit Ansichten des Dorfes, der Kolkmühle und des Molenkottens, die laut Signatur mehr als vierhundert Jahre alt waren. Und zu guter Letzt stieß ich auf ein abgegriffenes, in Leder gebundenes Oktavbüchlein, das mit krakeligen, fast kindlich wirkenden Großbuchstaben beschrieben war und mit den Worten endete: »Ambros Vortkamp, Ahlbeck im Holzmonat des Jahres 1536«.

Schon beim ersten Betrachten des Kofferinhalts war mir klar, dass ich einen regelrechten Schatz gefunden hatte. Wie durch ein Wunder hatte das Wasser den Papieren nichts anhaben können; die anscheinend wasserdichte und säurefeste Plane hatte die Dokumente und Fotos vor der Zerstörung bewahrt. Einige der auf den Papieren beschriebenen Ereignisse, Geschichten und Personen kannte ich aus den Erzählungen meines Großvaters. Doch

schon bald stellte sich heraus, dass Opa Heinrich nur einen Teil der Wahrheit in seinen unheimlichen Geschichten verarbeitet hatte, dass er einiges mit gutem Grund verschwiegen hatte. Manches war mir neu, und vieles erschien mir beinahe unglaubwürdig. Ich stöberte in der Ahlbecker Pfarrchronik und blätterte in alten Kirchenfolianten, um das Bild, das sich aus den Aufzeichnungen ergab, abzurunden, und fand in groben Zügen bestätigt, was ich im braunen Koffer entdeckt hatte.

Vieles ist schon über die Mühle am Kolk gesagt und geschrieben worden, Schauergeschichten und Spukmärchen wurden von Generation zu Generation weitergegeben, im Volksmund erhielt die Mühle Namen wie »Haarmühle« oder »Teufelsmühle«, ein ganzer Roman ist über den Überfall holländischer Räuber im Jahre 1814 geschrieben worden, doch die Ereignisse, die auf den folgenden Seiten zu lesen sein werden, sind bislang nicht erzählt worden. Dies ist nicht nur die Geschichte der Kolkmühle, sondern auch die der Familie Vortkamp und des Molenkottens. An einigen Stellen, an denen die Aufzeichnungen und Tagebücher nicht genügend oder nur vage Aufschluss über die tatsächlichen Ereignisse geben, habe ich die Lücken mit Mutmaßungen und Spekulationen gefüllt. Ich behaupte also nicht, dass alles genauso geschehen ist, wie ich es hier beschreibe, und in jedem Detail der Wahrheit entspricht, aber ich glaube, dass es sich so oder ähnlich zugetragen haben könnte.

Michael Vortkamp, im Mai 2006

»Der Münsterländer ist überhaupt sehr abergläubisch, sein Aberglaube aber so harmlos wie er selber. Von Zauberkünsten weiß er nichts, von Hexen und bösen Geistern wenig, obwohl er sich sehr vor dem Teufel fürchtet.«

Annette von Droste-Hülshoff, »Bilder aus Westfalen«

Erstes Kapitel

Führt durchs Moor und zu den Überresten einer Mühle

Es war im Erntemonat des Jahres 1535, an einem lauen Sommerabend. Obwohl die Sonne tief und dunkelrot über dem Horizont stand und ein aufkommender Westwind über das Moorland und den nahe gelegenen Schwarzerlenwald wehte, war es immer noch angenehm warm im Ahlbecker Bruch. Vor einem kleinen, backsteinernen Kotten mit niedrigem, schindelgedecktem Dach saß ein Junge von etwa zehn Jahren im Schatten einer Eiche, schnitzte an einem Stück Wurzelholz und pfiff gedankenverloren eine monotone Melodie. Neben ihm lag ein schwarzer Holländerhund mit zotteligem Fell, das an der Schnauze bereits ergraut war. Die Arbeit des Tages war getan. Seit den frühen Morgenstunden war der Junge mit den Schafen in der Heide gewesen und hatte sie am Abend in der Hürde in der Nähe des Galgenbültens eingesperrt. Auch die Kuh war gemolken, und die beiden Schweine hatten ihr Futter erhalten. Der Vater war wie immer keine große Hilfe gewesen, er lag schnarchend im Alkoven neben dem Herd und schlief seinen Rausch aus. Das war auch besser so, dachte der Junge, denn wenn der Alte Wacholderschnaps getrunken hatte, war er unausstehlich, schrie wie besessen und schlug ohne Grund um sich. Eigentlich war er auch unausstehlich, wenn er keinen Schnaps getrunken hatte. Der Junge schloss die Augen und fuhr sich mit der Hand über das sonnengebräunte und sommersprossige Gesicht, als spüre er noch die Ohrfeigen auf seinen Wangen. Die flachsblonden Haare standen ihm wie struppige Borsten vom Kopf ab, seine spitze, mit Staub und

Schweiß verschmierte Nase und die buschigen, dunkelblonden Augenbrauen gaben ihm ein keckes, beinahe wildes Aussehen. Gekleidet war der Junge in Hose und Hemd aus grobem Sackleinen, beides zerrissen und vor Dreck strotzend. Auch die nackten Füße waren fast schwarz und vermutlich seit Wochen nicht mit sauberem Wasser in Berührung gekommen.

Plötzlich schlug der Junge die Augen auf und schaute zum Sandweg, der sich unweit des Kottens durch Venn und Bruchwald schlängelte und in nordwestlicher Richtung zur holländischen Grenze führte. Es schien, als habe er etwas gehört oder instinktiv gespürt. Auch der Hund hob den Kopf und knurrte leise. Der Junge blickte nach Süden, in Richtung Ahlbeck, und tatsächlich erkannte er einen Einspänner, einen kleinen Kutschwagen ohne Verdeck, der sich dem Kotten näherte. Der Junge knurrte skeptisch und zog die Augenbrauen zusammen, was ihm ein noch wilderes Aussehen verlieh. Reisekutschen waren in dieser Gegend so gut wie nie zu sehen; zwar führte der Weg zur Grenze, endete aber an der Altheimer Landwehr, die das Bistum Münster von der niederländischen Provinz Overijssel trennte. Der holprige und sehr schmale Weg wurde nur von den umliegenden Bauern und Köttern benutzt, aber niemand von diesen besaß oder benutzte eine Reisekutsche. Diesen begegnete man nur auf dem Hessenweg, der alten Handelsstraße, die die Hansestadt Münster mit der holländischen Messestadt Deventer verband. Nur dort, unweit des Schulzenhofes, gab es einen Durchlass durch die Landwehr.

Der Wagen hatte sich inzwischen bis auf wenige Schritte genähert, und der Junge erkannte eine schwarze, männliche Gestalt auf dem Kutschbock. Der Mann war nach Patrizierart gekleidet, er trug eine Schaube, einen knielangen, weiten Mantelrock mit breitem Kragen und geschlitzten Öffnungen für die Arme, darunter ein steifes Wams und auf dem Kopf ein Barett, alles von schwarzer oder dunkelbrauner Farbe, ohne jegliche Verzierung oder Ausschmückung und für die heiße Jahreszeit gänzlich unpassend.

»Heda, Bursche!«, rief der Mann und winkte den Jungen zu sich.

Dieser reckte zwar den Kopf, bewegte sich jedoch nicht von der Stelle.

»Wie komme ich zur Ahlbecker Mühle?«, fragte der Fremde.

»Da seid Ihr hier falsch, Herr«, antwortete der Junge.

»Das habe ich mir bereits gedacht. Deswegen frage ich ja. Kannst du mir den Weg weisen? Kennst du die Wassermühle?«

Statt einer Antwort fing der Junge krächzend an zu lachen, es klang nicht wirklich belustigt, eher bitter und zugleich überrascht.

»Was gibt's denn da zu lachen?«, erboste sich der Schwarzgekleidete.

»Das ist eine lange Geschichte, Herr«, antwortete der Junge mürrisch.

Der Mann wartete vergeblich auf eine Erklärung, sprang schließlich vom Kutschbock und ging zum Kotten. Er baute sich vor dem Jungen auf, stemmte die rechte Hand in die Seite und wiederholte seine Frage.

Der Hund knurrte.

»Aus!«, befahl der Junge, der nun aufgestanden war und den Fremden misstrauisch beäugte. Der Mann war etwa vierzig Jahre alt, recht groß und hatte dunkelbraunes Haar, das ein für die Sommerzeit viel zu bleiches Gesicht umrahmte und bis zu den Schultern reichte. Außerdem fiel dem Jungen auf, dass der Mann den linken Arm unter der Schaube versteckt hielt, nur der rechte ragte aus der seitlichen Öffnung.

»Die Mühle ist vor Jahren abgebrannt«, sagte der Junge schließlich. »Es ist bloß eine Ruine übrig. Alles verkohlt.«

»Ich weiß«, erwiderte der Mann. »Deswegen bin ich hier.«

Die hellblauen Augen des Jungen leuchteten neugierig, er reckte das Kinn vor, schwieg jedoch und nickte bedächtig.

»Wie ist dein Name?«, fragte der Mann.

»Ambros Vortkamp, Herr«, sagte der Junge.

»Ambros? Das ist ein seltener Name in der hiesigen Gegend.«

»Meine Mutter war keine Hiesige.«

»Kann ich sie sprechen?«

»Sie ist tot.«

Der Mann senkte den Kopf und fragte: »Und dein Vater?«

»Hmm«, machte Ambros, fuhr sich über die geschwollene Wange und sagte: »Das ist keine gute Idee. Dann müsste ich ihn wecken.«

»Willst du dir einen Schilling verdienen?«

Erneut leuchteten die Augen des Jungen für einen kurzen Moment, doch sofort verzog er wieder die Schnute und schüttelte den Kopf. »Der Hof«, sagte er, »der Vater schläft. Das Vieh und so. Und der Hund natürlich. Wenn Ihr versteht, was ich meine.«

Der Mann schien die verworrenen Worte durchaus zu verstehen und erwiderte: »Zwei Schillinge.«

Ambros grinste unmerklich, zuckte mit den Schultern und sagte: »Der alte Saufbold wird schon noch ein paar Stunden schlafen. Also meinetwegen.«

»Du solltest nicht so abfällig über deinen Vater reden«, tadelte ihn der Mann. »Ehren sollst du Vater und Mutter, so steht es in der Heiligen Schrift.«

»Die Mutter ist tot, und der Vater macht's auch nicht mehr lang«, antwortete der Junge. »Ich red, wie's mir passt. Wenn es Euch nicht gefällt, könnt Ihr ja die Mühle auf eigene Faust suchen. Im Dunkeln wünsch ich Euch viel Spaß dabei. Ihr wärt nicht der erste, der aus dem Moor nicht mehr herausfindet.« Er ging an dem Mann vorbei und betrachtete den Wagen. Das rechte Rad saß schräg auf der Achse, außerdem fehlten zwei Speichen. Ambros runzelte die Stirn, stieg auf den Kutschbock und befahl dem Hund, der freudig aufgesprungen war: »Du bleibst hier, Müntzer!«

Der Hund kniff den Schwanz ein und trollte sich.

»Müntzer?«, wunderte sich der Schwarzgekleidete, setzte sich neben den Jungen und nahm die Zügel. »Ein seltsamer Name für einen Hund.«

»Vater hat ihm den Namen gegeben. Nach dem Bauernführer. Er meint, das würd die Pfaffen ärgern.«

»Da mag er wohl Recht haben«, murmelte der Fremde. Er rümpfte die Nase, als nehme er einen strengen Geruch wahr, und schaute den Jungen skeptisch an. »Stinkst du so?«

»Das sind die Schafe«, sagte Ambros und grinste. »Wenn's Euch nicht passt, könnt Ihr …«

»Ja, ja«, unterbrach ihn der Fremde. »Also, wohin?«

»Eigentlich müsstet Ihr zurück ins Dorf und dort auf den Hessenweg einbiegen, aber das dauert zu lange«, antwortete Ambros und hielt dem Mann die offene Handfläche fordernd unter die Nase. »Ich kenne eine Abkürzung. Wenn Ihr Euch beeilt, schaffen wir es vor Sonnenuntergang.«

Der Mann kramte an seinem Gürtel nach dem ledernen Geldbeutel, öffnete ihn umständlich mit der rechten Hand und holte einige Münzen heraus. Ambros erkannte große und wie neu glänzende Silbertaler. Wenn er sich nicht irrte, war auf der Vorderseite das Wappen des Bischofs zu sehen: ein achtzackiger Stern im Schild. Es waren die größten Silbermünzen, die der Junge bisher zu Gesicht bekommen hatte. Silbertaler waren sehr selten in der Gegend, üblicherweise wurde im Münsterland mit Gulden gerechnet und bezahlt. Schließlich hatte der Fremde die Kleinmünzen gefunden und gab dem Jungen die versprochenen Schillinge. Wieder fiel Ambros auf, dass der Mann die linke Hand nicht benutzte, und er fragte sich, ob der Mann vielleicht nur einen Arm hatte. Und ob er die viel zu warme Schaube womöglich nur trug, um seine Versehrtheit zu verbergen.

»Wie willst du anschließend zurückkommen?«, fragte der Fremde. »Hast du kein Pferd?«

Wieder lachte der Junge bitter, rieb sich die Nase, drehte den gefundenen Dreck zwischen zwei Fingern und raunzte: »Versoffen hat er den Gaul!« Er deutete mit der Hand nach Westen und sagte: »Da lang!«

»Bist du sicher?«, antwortete der Mann.

»Wenn nicht ich, dann niemand.« Ambros verschränkte die Arme vor der Brust und lächelte. »Kein Mensch kennt das Moor so gut wie ich«, fügte er prahlerisch hinzu, trat dem Pferd mit dem Fuß in die Flanke und rief: »Hü!«

Hinter ihnen bellte der Hund. Es klang ein wenig beleidigt.

Die Sonne berührte mittlerweile die Wipfel der Schwarzerlen. Die Kutsche fuhr auf dem sich merklich verengenden und zunehmend holprig werdenden Sandweg in Richtung Grenze. Links und rechts des Weges befand sich nichts als morastige Brache. Das von Torfmoosen und Wollgras bewachsene Hochmoor erstreckte sich über viele Morgen. Umgeben war das niedrig bewachsene und fast baumlose Moor vom Bruchwald, dem sie sich nun näherten und in dem das Grundwasser so hoch stand, dass sich zwischen den Erlen und Birken große Lachen bildeten. Weder der Junge noch der Fremde sprachen ein Wort. Aus dem Wald erschallte das rollende Schnurren eines Ziegenmelkers, hin und wieder schlug Ambros nach den Mücken, die sich in riesigen Schwärmen auf sie stürzten. Dem Mann jedoch schienen die Blutsauger nichts auszumachen, oder er war nicht in der Lage, nach ihnen zu schlagen, da er genug damit zu tun hatte, mit nur einer Hand das Pferd und den Wagen auf dem Weg zu halten. Als sie nach einer Viertelstunde etwa einen Steinwurf weit entfernt den mannshohen und doppelten Wall der Landwehr ausmachten, rief Ambros plötzlich: »Har!«

»Har?«, wunderte sich der Mann.

»Nach links, Herr!«

»Ich weiß, was ›har‹ bedeutet«, erwiderte der Fremde und schaute erstaunt zur Seite, wo der Bruchwald dicht und düster stand. »Aber hier gibt es keinen Weg.«

»Im Frühjahr hättet Ihr sicherlich Recht«, antwortete der Junge. »Dann würden wir nach wenigen Schritten im Morast feststecken. Aber im Sommer geht's.«

»Das rechte Rad des Wagens ist lose«, sagte der Mann.

»Das hab ich schon bemerkt«, erwiderte Ambros, »aber es wird gehen, wenn Ihr vorsichtig fahrt.«

Der Mann zögerte kurz, lenkte dann den Wagen nach links und schlug dem sich sträubenden Pferd mit den Zügeln aufs Hinterteil. Der Rappe machte einen Satz nach vorn, die Kutsche schwankte, und dem Mann schlug der Ast einer Birke gegen die linke Seite. Schmerzerfüllt schrie er auf, ließ die Zügel fahren und hielt sich die Schulter.

»Seid Ihr verletzt, Herr?«, fragte Ambros.

»Das hat dich nicht zu kümmern!«, fauchte der Mann. Schweiß stand auf seiner Stirn, und mit gepresster Stimme fügte er hinzu: »Rotzlöffel!«

»Es kümmert mich nicht«, antwortete der Junge verstockt. »Aber vielleicht wäre es einfacher, Ihr würdet Euch nach hinten setzen und mir die Zügel geben. Ich bin ein guter Kutscher, und im Moor kennt sich niemand …«

»Meinetwegen«, knurrte der Fremde, reichte Ambros die Zügel und kletterte nach hinten. »Aber mach keine Dummheiten, Bengel!«

»Zu Befehl, Euer Gnaden!« Ambros grüßte militärisch, strahlte übers ganze Gesicht und legte die beiden Schillinge, die er die ganze Zeit in der Hand gehalten hatte, unter den Kutschbock. Einen Geldbeutel besaß er nicht, wozu auch? Dann rief er dem Pferd zu: »Hü, Alter! Braver Kerl!«

Mit erstaunlicher Geschicklichkeit und sichtbar guter Laune lenkte der Junge die Kutsche durch das Dickicht, machte Bögen um unsichtbare Schlammlöcher, redete dem Pferd gut zu, streichelte dessen Hinterteil und lenkte es mehr mit Worten und Händen als mit den Zügeln. Nicht ein einziges Mal scheute das Tier; auch als eine schwarze Kreuzotter sich zischelnd über den Weg schlängelte, wurde das Pferd nur kurz unruhig. Ambros kommentierte alles voll freudiger Erregung, unterhielt sich mit den trällernden Wiesenpiepern und Blaukehlchen, als könnten sie ihn verstehen. Nur der Mann hinter ihm schwieg beharrlich und starrte ins Nichts.

Nach einer weiteren Viertelstunde hatten sie das Ende des Wal-

des und die ersten Ausläufer der Heide erreicht. Wieder änderte sich die Umgebung auffallend, der Boden wurde sandig und hügelig und war mit Rosmarinheide, Wacholder und Ginster bewachsen. Da die Sonne inzwischen untergegangen war, wirkten die üppigen Sträucher und Büsche wie schwarze Riesen, die sich ihnen in den Weg stellten. Doch das zunehmend dämmrige Licht schien Ambros nicht zu beunruhigen, vermutlich hätte er den Weg auch mit verbundenen Augen gefunden. Er fuhr in Schlangenlinien um die mehr als mannshohen Sanddünen herum, fand Durchlässe, wo das ungeübte Auge nur Dornengestrüpp und Heidedickicht sah, und drehte sich schließlich zu dem Mann in der Kutsche um.

»Gleich sind wir da«, sagte er und deutete nach links, »seht Ihr den Galgen?«

Der Mann schaute in die gewiesene Richtung, erkannte das Holzgerüst, das auf einem Hügel stand und den umliegenden Bruchwald überragte, und nickte.

»Dort ist der Hessenweg«, fuhr Ambros fort und klopfte dem Rappen aufs Hinterteil. »Und auf der anderen Seite führt ein Weg zur Mühle.«

Kurze Zeit später hatten sie den relativ breiten und befestigten Handelsweg erreicht, und der Fremde atmete erleichtert auf. Er fuhr sich über die schweißnasse Stirn, was Ambros wunderte, denn die Hitze hatte merklich nachgelassen und der Wind zugenommen.

Sie standen nun direkt an der Landwehr, die an dieser Stelle einen Durchlass bot, aber mit einem Schlagbaum versperrt war. Ein riesiges Vorhängeschloss sorgte dafür, dass kein Wagen die Grenze passieren konnte. Nur Fußgänger und einzelne Reiter konnten die Landwehr durch eine kleine Pforte passieren.

»Den Schlüssel hat der Landwehrmann«, erklärte Ambros, der mit seinen Augen dem Blick des Mannes gefolgt war. »Aber er öffnet die Schranke nur gegen eine Maut.«

»Wer ist der Landwehrmann?«

»Der Schulze.«

»Und wie heißt dieser Schulze?«

»Lubbert Gerwing«, antwortete der Junge. »Sein Hof ist gleich dort drüben, hinter dem Galgenbülten. Im Dorf nennen Sie ihn den Brookbauer, weil er mitten im Bruchwald wohnt. Wenn Ihr genau hinseht, Herr, könnt Ihr das Licht durch die Bäume sehen. Sein Hof ist der größte weit und breit.«

Wieder nickte der Mann, schaute jedoch nicht zum Schulzenhof, sondern befahl: »Weiter!« Seine Stimme klang nun leise und zittrig.

Auf halbem Wege zwischen Landwehr und Galgen führte ein schmaler, aber ebenfalls befestigter und von Buchen bestandener Pfad in südlicher Richtung zur Kolkmühle. Ihren Namen hatte die Mühle nach einem Moortümpel, dem so genannten Kolk, der unweit des Ahlbachs lag und dessen abgestandenes, fauliges Wasser schwarz wie Pechkohle war. Es war mittlerweile so dunkel, dass die Gebäude zwischen den Bäumen kaum auszumachen waren. Erst als die Kutsche das unversehrte Mühlenwehr oberhalb der Umflutschleuse überquerte, konnte Ambros die Ruine der Wassermühle und das verwahrloste Wohnhaus des Müllers im fahlen Licht des beinahe vollen Mondes erkennen.

Wie oft hatte ihm sein Vater von der Mühle erzählt, aber da er meistens betrunken gewesen war, wusste Ambros nicht, ob er den Tiraden des Vaters glauben durfte. Dennoch lief ihm ein Schauer über den Rücken, und ein pochender Schmerz fuhr ihm in die Schläfen, wie jedes Mal, wenn er die Überreste der Kolkmühle sah. Denn dies war der Ort, an dem seine Mutter ums Leben gekommen war.

»Oh, Herr Jesus!«, rief der Fremde beim Anblick der rußgeschwärzten Mühle und stieg schwerfällig aus der Kutsche. »Was für eine Schande!«

Er ging zu dem backsteinernen Gemäuer, das wie ein hohler Zahn aus dem Mühlwehr herausragte. Zwar war das Fundament, das aus großen Sandsteinquadern gemauert war, noch intakt, doch der Rest der Mühle war in sich zusammengesackt. Hinter

den fenster- und türlosen Backsteinmauern, die auf dem Fundament ruhten, befand sich nichts als gähnende Leere, Moder und Asche. Das Dach und die hölzernen Decken waren eingestürzt, nur einige verkohlte Balken und die aus dem Schutt ragenden Mühlsteine auf dem Grund der Mühle deuteten darauf hin, dass hier einst mehrere Mahlgänge in Betrieb gewesen waren. Auch das große äußere Mühlrad war nicht mehr an Ort und Stelle, die eiserne Antriebswelle ragte wie ein Stumpf aus dem Keller der Mühle. Die Ruine war ein trostloser und gespenstischer Anblick. Da sämtliche Schleusen geöffnet waren und sich der Ahlbach somit nicht zum Mühlteich staute, wirkte das mächtige, weit aus dem Wasser ragende Mühlenwehr völlig deplatziert und überdimensioniert. Wie ein schlechter Scherz seines Erbauers.

»Warum fragst du eigentlich nicht, was du fragen willst?«, wandte sich der Fremde plötzlich flüsternd an Ambros und nahm das Barett vom Kopf.

»Was, Herr?«, antwortete der Junge und glaubte im Mondlicht zu erkennen, dass die Haare des Mannes klitschnass waren. Und in dem fahlen Licht sah das Gesicht des Fremden noch blasser aus.

»Du wunderst dich, wer ich bin«, sagte der Mann, »und was ich an diesem garstigen Ort will; ist es nicht so?«

Ambros zuckte mit den Schultern.

»Mein Name ist Heinrich Vernholt. Ich bin der neue Pächter der Mühle.« Da der Junge nicht reagierte, setzte der Mann hinzu: »Der Bischof hat mich beauftragt, die Mühle zu reparieren und wieder in Betrieb zu nehmen.«

»Der neue Müller?«, entgegnete Ambros nach einer Weile und kratzte sich den Schädel. »So seht Ihr gar nicht aus. Ich hätte Euch eher für einen Amtmann oder Prediger gehalten. Kennt Ihr Bischof Franz persönlich?«

Der Fremde zuckte unmerklich zusammen, als habe er wieder Schmerzen in der Schulter, doch bevor er auf die Bemerkung des Jungen eingehen konnte, wurde er durch ein seltsames, kratzen-

des Geräusch abgelenkt. Auch Ambros hatte es gehört und zunächst für den nächtlichen Lockruf eines Ziegenmelkers gehalten. Doch dann gewahrte er, dass das Geräusch aus dem unweit der Mühle gelegenen Müllerhaus kam. Es klang rasselnd und schnarrend und war viel zu laut für einen Vogel.

»Was ist das?«, fragte Vernholt.

»Vermutlich Wildschweine«, antwortete Ambros, nahm einen abgestorbenen Ast zur Hand und näherte sich dem Haus. »Wölfe und Luchse grunzen nicht.«

»Wölfe?«, erwiderte Vernholt und ging hinter der Kutsche in Deckung.

Und das will ein Müller sein, dachte Ambros kopfschüttelnd. Bislang hatte er Männer dieses Berufes nur als verwegene, raufl ustige und draufgängerische Kerle kennen gelernt. Wie die letzten beiden Müller. Oder sein Vater vor ihnen. Früher einmal. Heinrich Vernholt jedoch erschien ihm beinahe weibisch in Gehabe und Aussehen. Er mochte der neue Pächter der Mühle sein, ein waschechter Müller war er nicht.

Ambros hatte sich dem Haus mittlerweile bis auf wenige Schritte genähert. Das Geräusch hatte noch zugenommen, es kam aus dem links vom Eingang gelegenen Raum, der einst als Wohn- und Kochstube gedient hatte. Der Junge schaute durch das Fenster, in dem schon lange weder Glas noch Rahmen waren, konnte jedoch in der Dunkelheit nichts erkennen. Keine Umrisse, keine Bewegung. Dennoch ließ er den Knüttel sinken und lächelte erleichtert. Er hatte erkannt, dass es sich bei dem Geräusch um menschliches Schnarchen handelte, und er wusste auch, von wem es stammte.

»Aufwachen, Ludger, sonst sag ich's deinem Vater!«, rief er und schlug mit dem Ast gegen die Wand. »Rauskommen, sonst setzt es was!«

Sofort verstummte das Schnarchen, ein kurzer krächzender Schrei folgte, dann völlige Stille. Nach wenigen Sekunden bewegte sich etwas, Stroh raschelte, eine Bohle knarrte, und im

nächsten Moment schoss ein kleiner Junge wie ein Blitz zur Tür hinaus. Ambros, der mit diesem Verhalten gerechnet zu haben schien, stellte dem Jungen ein Bein, dass dieser kopfüber hinfiel, wie ein Käfer auf dem Rücken zu liegen kam, mit den Beinen strampelte, sich aber nur im Kreis drehte und nicht vom Fleck rührte.

Der Junge, den Ambros mit Ludger angesprochen hatte, war einen Kopf kleiner als er und höchstens acht Jahre alt. Doch davon abgesehen glich er Ambros auffallend, er hatte die gleichen strubbeligen, verfilzten Haare, ein ähnlich dreckiges Gesicht, ebenso schwarze Füße und trug gleichfalls zerrissene Kleidung. Er hätte sein jüngerer Bruder sein können.

»Bist wieder ausgerissen, was?«, fragte Ambros und half dem Kleinen auf die Beine. »Oder hat der Alte dich vom Hof gejagt?«

»Lah, lah, lah«, machte der Junge und zog eine Grimasse.

Ludger Gerwing, »der lallende Ludger«, wie ihn die Ahlbecker wegen seines unverständlichen Gebrabbels nannten, war der jüngste Sohn des Brookbauern. Ein harmloser Schwachkopf, sagten die Leute und lachten über ihn. Eine Strafe Gottes nannte ihn sein Vater, der Schulze. Da es die Mühe nicht wert war, sich mit dem hirnlosen Idioten zu befassen, ließ der Brookbauer ihn wie einen Köter herumstreunen, gab ihm morgens und abends zu essen und prügelte ihn, wenn er der göttlichen Strafe überdrüssig war. Sonst jedoch konnte Ludger tun und lassen, was er wollte. Er ging wintertags nicht wie die anderen Söhne der Erbbauern in die Schule (er hätte ohnehin nichts begriffen), er half im Sommer nicht auf den Feldern (von Hilfe hätte man nicht reden können), er schlief auf dem Heuboden oder im Pferdestall und lungerte die übrige Zeit in der Gegend herum. Wie ein wildes Tier. Ambros sah ihn häufig in der Heide und ließ ihn sogar dann und wann neben sich Platz nehmen. Ludger verstand jedes Wort, und manchmal hatte Ambros den Eindruck, der Schwachkopf sei nicht ganz so verrückt, wie alle Leute glaubten. Er konnte nicht reden, weil seine Zunge ein winziger Stummel war. Deshalb gab er auch im

Schlaf die seltsam rasselnden Geräusche von sich. Außerdem klaffte in seinem Oberkiefer eine Lücke, und die Oberlippe war doppelt gespalten, wie bei einem Hasen. Vielleicht war dies der Grund, warum sämtliche Hunde des Dorfes sich zähnefletschend auf ihn stürzten, sobald sie ihn sahen oder rochen. Nur Müntzer ließ ihn in Ruhe, denn der war lammfromm und ließ sich weder von Mensch noch Tier von seinen Pflichten als Schafhütehund ablenken.

»Ab nach Hause!«, befahl Ambros und gab Ludger einen freundschaftlichen Klaps auf den Rücken. »Alles in Ordnung, Meister Vernholt«, wandte er sich an den Müller, »es ist nur der lallende Ludger.« Doch der Schwarzgekleidete war verschwunden, zumindest stand er nicht mehr hinter der Kutsche. »Was für ein Feigling«, lachte Ambros leise.

»Aah aah«, machte Ludger, scharrte mit den Füßen, zupfte an Ambros' Ärmel und deutete zur Kutsche.

Jetzt sah auch Ambros, was den Jungen so erregt hatte. Der reglose Körper des Fremden lag neben der Kutsche auf dem Boden. Ambros lief zu dem Müller und stellte erstaunt fest, dass er in Ohnmacht gefallen war. Der Junge lachte zunächst, doch als er den Mann an den Schultern fasste, um ihn wachzurütteln, bemerkte er, dass die Schaube an der linken Schulter durchnässt war. Ambros betrachtete seine Hand im Mondlicht, roch daran und erkannte, dass sie blutverschmiert war.

»Jesses!«, rief er und horchte an der Brust des Müllers. Das Herz schlug, aber der Brustkorb hob und senkte sich nicht. Der Atem ging flach und kaum spürbar.

»Ist Maria zu Hause?«, rief er Ludger zu.

Der Junge antwortete mit einer verstörten Grimasse.

»Ja oder nein?«

Ludger nickte und zuckte dann mit den Schultern.

»Los!«, befahl Ambros und packte den Müller am Oberkörper. »Nimm du die Beine. Wir legen ihn in den Wagen. Und dann bringen wir ihn zu deiner Schwester. Vielleicht kann die ihm helfen.«

Ludger schaute alarmiert drein, schüttelte den Kopf, half Ambros aber dennoch, den schweren Körper auf den Rücksitz der Kutsche zu hieven.

Ambros sprang auf den Kutschbock und zog den sich vergebens wehrenden Ludger mit sich. Wenige Sekunden später war der Wagen auf dem Hessenweg, unterwegs zum Hof des Brookbauern.